

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 4

Artikel: Herzen in Not! [Fortsetzung]
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herzen in Not!

Roman von Emil Schibli

IV.

(Fortsetzung.) Franz Spöhdlein ist von einer verzehrenden Leidenschaft für die junge, schöne Anna Bosshard erfüllt. Aber seine willensstärkere Mutter verbietet ihrem Sohne und Erben der grossen Dorfschreinerei die Verbindung mit einem armen Mädchen.

Auch Anna wünscht sich einen anderen Mann, als den schwächtigen, berechnenden Spöhdlein, trotz der Einreden ihrer Mutter, die es nicht verstehen kann, dass man einen so vermöglichen Freier ausschlägt.

Der unerwartete Tod der Frau Spöhdlein macht Franz zum freien Lenker seines Schicksals.

Frau Spöhdlein wurde begraben. Es regnete, und der Sturm trieb die weissen Blütenblätter der Birnbäume und die rotweissen der Apfelbäume vor sich her; sie fielen zu Tausenden in den braunen, aufgeweichten Schmutz der Strasse, der Leichenzug schritt über sie hinweg.

Auf dem Friedhofe stand man zwischen den Gräbern, die Regenböen durchnässten den Dastehenden die Füsse, den Frauen fuhr die Nässe unter die Röcke, kroch ihnen bis an die Knie hinauf und machte sie frösteln.

Jedermann war froh, als der Pfarrer das Totengeleite dankend und

segnend entliess; man ging mit raschen Schritten, das üble Wetter verwünschend, nach Hause.

Unter dem Geleite sah man auch die beiden Frauen Bosshard. Als Christinnen hatten sie, wie die Religion es vorschreibt, der Toten verziehen und es sich nicht nehmen lassen, ihr trotz des schlechten Wetters die letzte Ehre zu erweisen. Im « Rössli » war das Totenmahl. Hier erwärmte man sich an der dampfenden Suppe, zog den Bratenduft in die Nase, und alle waren bewusst oder unbewusst dafür dankbar, diese guten Dinge der Erde noch geniessen zu dürfen und die fliessenden Lebensäfte in den Adern zu spüren.

Selbst der Pfarrer griff wacker zu und trank brav von dem roten, wärmenden Weine. Wer wollte ihn darum tadeln? Er am meisten war dem Unwetter preisgegeben gewesen, barhaupt, ohne Schirm und Dach hatte er am Grabe gestanden und der Toten die übliche Referenz des Sturmes wegen nicht im geringsten beschnitten. Nein, er harrte getreulich aus im Gewöhnlichen, wie immer.

Als das Leichenmahl zu Ende war und die Esser und Leidtragenden satt und warm von Spöhdlein Abschied genommen hatten, trat Frau Bösiger, die Wirtin, zu ihm heran und sagte, sie hätte mit

ihm noch einiges zu besprechen, er solle so gut sein und in das Sälchen herüberkommen, wo sie ungestört seien. Im Sälchen stand eine Flasche Wein auf dem Tische. Die Wirtin füllte zwei Gläser und trank Gesundheit mit Spöhdlein. Sie sagte: «Nimm Platz» und setzte sich neben ihn. «Ich wollte dich fragen, Franz, was du jetzt im Sinne hast. Als die beste Freundin deiner Mutter selig, wirst du mir das, denke ich, wohl nicht übel nehmen.»

Spöhdlein dachte: Oha, geht es schon los! Jetzt will sie mich in ihren Faden einwickeln, wie die Spinnen die Fliegen

einwickeln. Aber ich bin noch nicht im Netze. «Du hast wahrscheinlich noch gar nicht Zeit gehabt, darüber nachzudenken, du Armer», sagte die Wirtin.

«Nein, nicht recht», sagte Spöhdlein.

«Ja, so einfach ist das ja allweg nicht. Aber du wirst schon einen Weg finden. Ich wollte dir jetzt nur sagen: Wenn es dir recht ist, so kannst du vorläufig, bis du eine Frau im Haus hast, bei uns essen. Und dass das Haus in Ordnung bleibt, dafür wollen wir, ich und die Ida, schon sorgen. Das bin ich deiner Mutter selig schuldig.»

Sie lächelte. «Ich denke, es wird ja nicht ewig so bleiben, wie es jetzt ist. Du wirst dich halt jetzt dann nach einer Frau umtun müssen.»



„Vielleicht“, sagte er, und hatte dabei das Gesicht eines Fuchses ...“

Aha, dachte Spöhdlein wieder. Ja, vielleicht. Aber deine Ida kannst du von mir aus behalten. In dem nämlichen Augenblick, als er das dachte, kam ihm die Anna Bosshard in den Sinn, und er sah sie deutlich vor sich in ihrer Rundlichkeit und blühenden Frische.

« Ja, vielleicht », sagte er. Und wenn man genau zusah, hatte er nun wieder das lauernde, schlaue Gesicht eines Fuchses. Aber die Wirtin merkte nichts davon.

« Also, was meinst du zu meinem Vorschlage? » fragte sie.

« Ja, mir ist es schon recht. Ihr seid gütig », sagte er.

« Also denn, machen wir's so. »

Sie erhob sich. « Ich will dich jetzt nicht länger aufhalten. Du bist wahrscheinlich müde und hast noch Besucher daheim. » « Ja », sagte Spöhdlein. « Ich muss sie noch zur Bahn bringen. Morgen geht dann die Arbeit wieder an. »

Er ging gedankenschwer durch die Strassen, man grüsste ihn aufmerksamer als sonst. Er ging nach Hause und dachte: Heute Abend will ich dann noch zu Bosshards hinaus und die Anna fragen, ob sie zu mir kommen und mir die Haushaltung machen will.

Eine der Tanten liess wiederholt und deutlich merken, dass sie sehr gerne hier bleiben, vielmehr herkommen würde, um zum Rechten zu sehen. Aber Spöhdlein blieb taub und stumm, und als die gute Tante daraufhin geradezu heraussagte, sie habe im Sinne, ihm zu helfen, ihm unter die Arme zu greifen, da lehnte der undankbare Neffe das Anerbieten so freundlich er konnte, aber jedenfalls bestimmt ab.

« Vorläufig ist es wirklich nicht nötig, dass du hier bist, Tante. Nein, ich darf

es nicht verantworten, dich aus deinem bisherigen Pflichtenkreis einfach so herauszureissen. Wenn ich aber nicht mehr weiterkutschieren kann, will ich dir dann gerne Bericht machen. »

Da hast du's! Abgeschaufelt! Was glaubte die alte Schachtel? Sollte er denn, zum Kuckuck, sein Leben lang doppelt so alte Frauen wie er, um sich haben?

Nein, er hatte andere Pläne im Kopfe.

Er genierte sich keineswegs, allen mit dem Zaunpfahl zu winken.

« Wann fährt dein Zug? » fragte er jeden.

Es gab dabei etliche lange Gesichter, aber das war ihm völlig einerlei, lange Gesichter hin und her. Hier bin jetzt ich Meister, dachte er. Punktum.

Und als es eindunkelte, war die grosse, braungetäfelte Stube von Menschen leer, man roch nur noch ein dagebliebenes Restchen ihres Duftes. Endlich konnte sich Spöhdlein selber ein wenig auf das Kanapee setzen; es war sozusagen von der Leiblichkeit der Verwandtschaft noch kuhwarm.

Die Uhr tickte in die Stille hinein; nichts als die Uhr war zu hören. Diese Stille und die Dämmerung in der Stille hatten etwas Gespensterhaftes an sich, etwas Lauerndes oder Drohendes konnte irgendwo hocken, unter dem Kanapee hervorkriechen, aus einer Wand herausbrechen. Pfui Teufel, wie ungemütlich das war! Hier musste Leben herein, junges Leben, in dies leere, totenstille Haus, in welchem nichts zu hören war als eine tickende Uhr, mussten das Lachen und die Fröhlichkeit einziehen, sobald man nur wieder lachen und fröhlich sein durfte. Ausserdem würde er, Spöhdlein,



„Gedankenschwer ging er durch die Strassen; heute abend will ich dann noch zu Bosshard's hinaus, dachte er...“

sich einen tüchtigen Revolver kaufen. Man konnte ja nicht wissen, ob lichtscheues, räuberisches Gesindel nicht dieses Haus erschnüffelte.

Also zu den Bosshards hinaus wollte er.

Das Sturm- und Regenwetter hatte sich davon gemacht, ein grauer, feuchter

Abend lungerte herum, am Himmel schwammen langgestreckte Wolken ungetüme lautlos und schnell nach Osten. Die Luft war köstlich kühl und rein. Im Westen hatte der graue Himmel einen schmalen, schwefelgelben Riss. Amseln flöteten ihren Abendgesang.

Als Spöhdlein eben das Gartentürlein öffnete, trat ihm die Ida Bösiger entgegen.

Seltsamer Zufall, dachte der Komende.

Was will er hier? dachte die Gehende.

Das wäre jetzt eben nicht nötig gewesen, dass die mich sieht, dachte Spöhdlein.

Ida Bösiger dachte aber im Augenblicke nichts.

Spöhdlein drehte sich nach der Davongehenden um. « Also, ich komme dann morgen zu Euch zum Essen », rief er ihr nach.

« So? Also. Ich will's der Mutter sagen. »

«Einen Gruss an die Mutter», rief Spöhdlein. «Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

Im Stüblein innen sassen die beiden Frauen beim Essen. Sie legten erstaunt den Löffel weg, und Frau Bosshard drückte den Kaffeebrocken, den sie eben im Munde hatte, mit der Zunge in die eine Backenhöhle hinüber und kaute ihn, zugleich sprechend, auf den Stockzähnen zu Ende.

«Es ist mir jetzt beim Eid nicht recht, dass ich störe», sagte Spöhdlein. «Nichts für ungut!»

Aber Frau Bosshard beschwichtigte ihn und sagte, er störe gar nicht, nein, durchaus nicht. Und er? Ob er schon gegessen habe? Nein? Nun, so solle er ihnen, bitte, den Gefallen tun und hier mithalten. Es reichefüglich für alle. Sie rückte einen Stuhl zum Tisch, und Spöhdlein nahm nach einigem Widerstreben Platz.

«Nein, es ist mir beim Eid nicht recht», sagte er.

Anna sass ein wenig verlegen neben ihm. Sie sagte: «Mach doch kein solches Wesen deswegen; es wäre sich bei Gott der Wert.» Die Mutter kam aus der Küche mit dem nötigen Essgerät und setzte sich auch wieder an den Tisch.

«So. Greift ungeniert zu. Tut, als ob Ihr daheim wäret.»

«Ja», sagte Spöhdlein. «Das wäre gar nicht so übel.»

Und während sie assen, brachte er, ein wenig stockend, seinen Plan aufs Tapet.

Die Frauen, die machten Augen!

Anna hatte ihren Löffel weggelegt.

«Nein, das geht nicht», sagte sie. «Wohl, das gäbe ein schönes Geschnörr im Dorfe herum.»

«Ja, ein bisschen kitzlich wäre die

Sache schon», sagte Frau Bosshard.

Aber Spöhdlein glaubte einwenden zu dürfen, dass mit ihrem Willen alles sehr wohl möglich sei.

«Und bin ich denn ein Schulbube?» sagte er. «Was ich mache, geht die Leute einen Dreck an!»

«Ja, aber was ich mache, geht sie etwas an», sagte Anna. «Wenigstens meinen sie es.»

Spöhdlein und Anna redeten nun eine Weile hin und her; Spöhdlein versuchte mit ordentlicher Beredsamkeit das Mädchen für seine Absichten einzunehmen, aber Anna wollte sich nicht einnehmen lassen, und am Ende sagte sie nochmals: «Nein, es geht nicht. Es geht einfach nicht!»

Die Mutter hatte unterdessen dagesessen und, mit dem Löffel spielend, vor sich hingeschaut und nachgedacht.

«Es gibt nur einen Ausweg», sagte sie. «Aber ich weiss natürlich nicht, ob der euch passt.»

«Was für einen?» fragte Spöhdlein. «Ihr müsstet mich auch ins Haus nehmen. Dann könnten die Leute ihre bösen Mäuler nicht brauchen, oder vielmehr, sie würden sie natürlich brauchen, aber dann käme alles auf mich. Man müsste mich angreifen, und das wäre nicht so schlimm. Ich kehne ja die Eglacher und habe von ihnen schon manche bittere Pille zu schlucken bekommen. Es käme mir nicht darauf an, noch ein paar mehr zu schlucken.»

«Ja, das wäre jetzt beim Eid noch eine Idee», rief Spöhdlein aus. «Warum solltet ihr nicht zu mir ins Haus kommen können? Platz ist genug. — Was ich noch sagen wollte und wenn man fragen darf: Was wollte die Bösi-ger Ida vorhin?»

« Sie hat Wäsche gebracht », sagte Anna.

« So. — Also morgen sollte ich dann bestimmten Bescheid haben », sagte Spöhdlein und stand auf. « Ich komme dann am Abend wieder vorbei. — Gute Nacht miteinander. »

Erst unterwegs kam ihm in den Sinn, dass er mit der Einwilligung, auch die Aite mit ins Haus zu nehmen, eigentlich eine Dummheit gemacht habe. Nein, mit der Alten hatte er nicht gerechnet. Aber ohne sie liess sich sein Plan nicht durchführen, das sah er ein. Besser also alle beide, als gar keine. Uebrigens würde sich

die beiden Frauen ohnehin hinauswerfen, sobald sie konnten, wenn sie einmal wussten und sahen, was er im Schilde führte. Der Aerger würde sie fast fressen. Die einzig richtige Lösung war die, dass er der Anna einen Heiratsantrag

machte und so bald wie möglich mit ihr Hochzeit hielt.

Die Mutter war allerdings noch kaum unter dem Boden, das stimmte. Aber jetzt trat eben das Leben wieder an ihn heran. Er war ein Lebendiger, er musste sich



„Anna sass ein wenig verlegen neben ihm . . .“

wahrscheinlich doch noch manches Häklein zeigen, hier ein Häklein und dort ein Häklein, das er übersehen hatte. Wer sollte zum Beispiel, wenn die Alte mitkam, in dem Häuschen draussen wohnen? Sollte man das Häuschen zuschliessen und leer stehen lassen? Es gehörte zufällig Bösigers. Aber Bösigers würden

bewegen, er musste sich nach dem Leben richten. Die Tote würde er ja dadurch nicht stören. Die Toten wollen und brauchen nichts als Ruhe. Gewiss, er wollte die Mutter nicht vergessen, nein, das hatte er nicht im Sinne, er wollte an sie denken und getreulich ihr Grab pflegen; aber daneben hatte

er nun auch noch andere Dinge vor.

« Es ist merkwürdig, wie das alles so kommt », sagte Frau Bosshard zu ihrer Tochter. « Du kannst mir sagen, was du willst — du bist für den Spöhdlein bestimmt. Es kommt jetzt nur darauf an, wie wir uns dabei anstellen. »

« Ja, es kommt mir bald selber so vor », sagte Anna.

V.

« Es ist allweg des Nachts jetzt schaurig still und einsam in eurem Hause drüben », sagte die Rössliwirtin zu Spöhdlein, als er mit den Wirtsleuten zu Mittag ass. « Hast du nicht fast Angst ? »

« Nein », sagte Spöhdlein. « Ich bin in Peterlingen gewesen und habe mir einen Revolver und Munition gekauft. »

« Oho! dann ist es also gefährlich, einen Kiltgang zu dir zu machen », sagte der Wirt, und alle lachten.

Nun, es war gar kein übler Scherz. Der Hieb sass. Aber Spöhdlein parierte ihn.

« Ja, ein wenig », sagte er und machte sein Fuchsgesicht. « Aber es kommt auch darauf an, wer den Kiltgang machen will. »

« Aha! So einer bist du! »

Die Ida sagte nichts. Es war nicht eben gemütlich, hier zu essen, und Spöhdlein dachte: Es muss bald einen Weg gehen. Ich mag nicht zwischen dieser lauernenden und gierigen Barmherzigkeit eingeklemmt sein.

Er hatte aber immerhin Gelegenheit, sich die Ida noch einmal genau anzusehen. Sie sass still und missmutig vor ihrem Teller. Sie war mager und hatte eine gelbliche, fleckige Haut. Sie sah nicht verlockend aus. Man behauptete, sie habe mit dem Magen zu tun. Man

hörte aber nie, dass sie im Bette lag und sich pflegen liess. Sie war zäh wie Leder.

Die Anna dagegen war wie eine süsse, saftige Butterbirne. Sie hatte Löchlein in den Backen, im Kinn und in den Ellenbogen. Sie hatte prächtiges, blondes Haar und einen Hals so weiss wie ein Schwan und so schlank wie ein Reh. Die Ida hingegen hatte zu allem Unreiz noch einen beträchtlichen Kropf, und vor Kröpfen empfand Spöhdlein ein Grausen.

Im übrigen war Spöhdlein kein Träumer. Nach dem Mittagessen liess er die Maschinen ihren tosenden Gesang singen, er stand mitten in der Werkstatt auf seinem Posten und, wenn er es für nötig fand, stellte er seine Maschine ab und ging zu den Arbeitern, von einem zum andern, sah ihnen zu und gab dem und jenem einen kurzen Befehl: So und so.

Jedermann hier hatte zu begreifen, dass es in diesem Raume keine Aenderung geben durfte, weil nun die starke, stämmige Frau nicht mehr herumging.

Aber Spöhdlein selbst merkte rasch genug, wieviel von der Bürde, die ein Geschäftsmann zu tragen hat, die Mutter getragen hatte. Lange konnte er es auf keinen Fall prästieren, er war kein Riese, er musste Hilfe haben, unbedingt. Als Feierabend war, schloss er die Werkstatt zu, müde wie ein Hund. Er piff einen herumlungernenden Schlingel herbei und schickte ihn ins « Rössli » hinüber: Herr Spöhdlein käme nicht zum Nachtessen.

Nach einer Viertelstunde, als der Schreinermeister schon bei seiner selbst bereiteten Mahlzeit sass, stand Frau Bössiger unter der Stubentüre.

Was denn los sei? Ob ihm etwas

fehle? Ob sie ihm Tee bereiten oder sonst etwas tun solle?

«Danke vielmals», sagte Spöndlein. «Ihr seht, ich bin ganz munter. Es passte mir nicht, auszugehen. Das ist alles.»

Sie könne ihm das Essen ja herüberbringen lassen, wenn es ihm lieber sei, sagte die Wirtin.

«Ja,» sagte Spöndlein, «das wäre mir sehr angenehm. Wenn euch das keine Ungelegenheiten macht, sehr gerne.»

Nein, gar nicht. Uebrigens fühle sie sich verpflichtet, ein wenig an die Stelle der Mutter zu treten. Es liege ihr am Herzen, wie es ihm gehe.

«Gute Nacht also und nichts für un- gut. — Die Ida lässt dich grüssen.»

«Ich sie auch», sagte Spöndlein. «Gute Nacht.»

Als es dunkel war, schritt Spöndlein durchs Gartentürlein und trat in die Stube der Bosshardfrauen. Frau Bosshard hiess ihn sich setzen. Sie habe noch schnell eine Kleinigkeit zu besorgen. Einen Augenblick Geduld, bitte.

Spöndlein sah sich das Stüblein an. Es glänzte alles vor Sauberkeit, die Einrichtung war einfach; aber es sah heimlicher aus als vielfach es bei armen Leuten aussieht. Bei armen Leuten? Aber so sehr arm waren die Bosshard gar nicht mehr, sie hatten sich gehörig heraufgearbeitet, sie waren keine Hungerleider; der Sohn Alfred war vor kurzem aus dem Seminar entlassen worden, und das Roseli war im Welschland und bereitete sich für den Kaufmannsberuf vor.

Da trat Frau Bosshard in die Stube und sagte, Anna sei leider noch nicht daheim, sie sei bei Pfarrers auf der Stör, müsse aber sicher jeden Moment kommen.

Ob sie sich seinen Vorschlag überlegt hätten, fragte Spöndlein.

Frau Bosshard wurde ein wenig verlegen. Sie möchte gerne kommen, sagte sie, wenn es nur auch besser ginge. Was zum Beispiel mit dem Häuschen geschehen solle? Sie könnten doch nicht wohl von heute auf morgen ausziehen.

Spöndlein sagte, daran habe er auch schon gedacht. Wie es eigentlich mit der Kündigung stehe? Ob sie einen Mietvertrag habe? Ob er ihn vielleicht sehen könne?

«Ja, warum nicht?» sagte Frau Bosshard.

Sie brachte das Büchlein, und Spöndlein studierte es.

«Aha,» sagte er befriedigt, «so steht die Sache. Die Mietzeit dauert ein Jahr. Aber der Vertrag ist seinerzeit nicht erneuert worden. Es ist also keine bestimmte Mietdauer mehr festgesetzt. Nach dem Obligationenrecht ist die Wohnung nun auf einen Monat kündbar. Ihr könntet also auf den 31. Mai kündigen und auf den 1. Juli ausziehen. Ihr könnt natürlich auch schon vorher ausziehen, müsst aber für den Juni noch den Mietzins bezahlen.»

«So», sagte Frau Bosshard. «Es ist halt dafür und dawider.» Aber Spöndlein wollte vorwärts kommen. Entweder oder. Und er war gewohnt, zu verhandeln.

«Hört einmal, Frau Bosshard», sagte er. «Wir wollen jetzt offen miteinander reden. Ich will die Anna heiraten, wenn sie einverstanden ist. Aber ich bin ein Geschäftsmann und kaufe keine Katze im Sack. Ihr dürft mich nicht missverstehen. Ich meine, ich muss Gelegenheit haben, die Anna ein wenig kennen zu lernen. Ich muss sehen, ob wir zueinan-

der passen oder nicht. Das Heiraten, scheint mir, ist kein Kinderspiel. Man sollte ein wenig wissen, woran man ist.»

« Ja, da habt ihr ganz recht, Herr Spöhdlein. Es wäre gut, wenn alle so dächten wie ihr denkt. Es würde weniger ungute Ehen geben. -- Ich habe nichts gegen euch, im Gegenteil. Mit der Anna müsst ihr halt selber noch reden.»

« Ja, » sagte Spöhdlein, « aber ich muss wissen, ob sie als Haushälterin kommen will oder nicht. Es muss eine Frau ins Haus, je eher, desto besser. Ihr müsst mir morgen früh Bescheid bringen, ich kann nicht länger warten. — Die Anna kommt scheint's doch nicht. Ich muss jetzt heim. Gute Nacht. Und einen Gruss an die Anna.»

Frau Bosshard suchte den Gast noch festzuhalten; aber er wollte durchaus gehen, und er ging.

Fünf Minuten hernach kam Anna.

« Eh, » sagte die Mutter, « das ist jetzt schade! Warum kommst du auch so lange nicht? »

Anna sagte, sie habe nach dem Essen noch mit Pfarrers bis jetzt geplaudert. Sie seien einfach reizende, nicht im geringsten stolze Leute. Man könne reden mit ihnen wie mit unsereinem. Sie hatte aber das Plauderviertelstündchen im Pfarrhaus absichtlich zu einem halben Stündchen werden lassen; sie wollte der Unterredung mit Spöhdlein ausweichen.

« Also Spöhdlein war da », sagte die Mutter.

« So? Und? »

« Weisst du das Neueste? »

« Nein, was gibt's? »

« Rate einmal.»

« Ah bah! Ich bin zu müde dazu.»

« Denke, Spöhdlein hat einen Heiratsantrag gemacht! Er hat lange mit mir geredet. Er ist ein vernünftiger, gescheiter und anständiger Mensch. Wenn ich du wäre, ich würde mich nicht lange besinnen! Anna, es wäre einfach eine Sünde, wenn du hier nicht zugreifen wolltest. Das Glück würde sich an dir rächen. Es bietet seine Gaben nicht zweimal an. Es wäre eine Sünde an dir und an uns, deiner Mutter und deinen Geschwistern. Spöhdlein ist ein solider Mann. Er trinkt nicht. Das allein ist schon

Goldes wert. Er hat ein eigenes Haus, er hat ein gutes Geschäft, er ist vermöglich, er ist Herr und Meister; du brauchst nur ja zu sagen und zuzugreifen und kannst dich ins Wohlhaben hineinsetzen wie der Vogel in den Hanfsamen. Er ist freilich nicht so hübsch wie mancher Holdriho; aber ich habe dir schon gesagt, Schönheit ist nichts als Firlefanz, der einem bald verleidet. Spöhdlein ist ein Mann von gutem Charakter. Was willst du mehr?

Es hat mir schon manchmal Kummer gemacht, wenn ich daran dachte, wie es mir einmal im Alter ergehen soll. Du



„Sauber ist diese Geschichte auf keinen Fall“, sagte Frau Bohnenblust . . .“

kannst wohl sagen, ihr, die Kinder, ihr werdet mich nicht im Stiche lassen. Aber ich weiss gut genug, wie schwer es heutzutage für eine Familie ist, einen Grátisesser an den Tisch zu nehmen, wenn sie selber nichts hat als vorweg ihr kleines Verdienstlein. Jedes von euch wird froh sein müssen, wenn ihm nicht das Glück in den Schoss fällt, wie dir jetzt, wenn es selber genug zu beissen hat und nicht Hunger leiden muss.

Aber wenn du Spöhdlein nimmst, bin ich aller Sorgen ledig; ja, dann bin ich für meine alten Tage geborgen und kann endlich auch einmal ein wenig verschmaufen».

«Aber weisst du denn so genau, ob Spöhdlein wirklich eine so grosse Freude an dir hat, wie du meinst?» sagte die Tochter ein wenig hämisch. «Vielleicht würde er dir die guten Biss-

lein, von denen du jetzt träumst, noch gehörig versalzen!»

Die Mutter stutzte einen Augenblick. Aber sie wollte sich nicht bange machen lassen.

«Nein, das glaube ich nicht», sagte sie. «So sieht er nicht aus. Und wenn es wirklich so wäre, würde ich mich zu wehren wissen. Und ich denke, du wärest dann auch noch da. Auf dich kommt al'es an, jetzt und später.»

Anna wollte diesem Gespräch ein Ende machen.

«Und was hast du ihm gesagt wegen der Haushälterin?»

«Nichts», sagte die Mutter. «Darüber müssen wir beide eben noch reden. Er will morgen wissen, woran er ist.»

(Fortsetzung folgt!)

S O N E T T

Von Alf. Fankhauser

Geheime Dinge, die im dunklen Schleier
verborgner Wesenheit sich ewig binden,
bemühen wir uns zu deuten und zu finden,
und also streifen wir die goldne Leier.

Gleich wie ein Spiegelbild im grünen Weiher:
Nicht wahr, und dennoch wahr und klar im Blinden,
so sind die Bilder, die wir selbst erfinden,
so sind wir selbst der ewigen Wahrheit Freier.

Nichts, was da ist, erkennt sich selbst im Ganzen.
Und gleich den Motten, die zum Lichten tanzen
erzittern wir und ahnen Sinn im Fernen.

Doch leuchtet jede Nacht von hohen Sternen
der Widerschein des Wahren in die Tiefen,
und manchmal ward es Licht, dieweil wir schliefen.